

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 15 (1935-1936)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Vom Wert der Erscheinungswissenschaft  
**Autor:** Ninck, Martin  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-158050>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Vom Wert der Erscheinungswissenschaft.

Von Martin Lind.

Als Goethe in den neunziger Jahren des vorletzten Jahrhunderts die Welt mit seinen naturwissenschaftlichen Schriften (Metamorphose der Pflanze, Schriften zur Tierkunde und Knochenlehre, Beiträge zur Optik, später zur Farbenlehre erweitert) überraschte, da gab es zwar Vermundung Achselzucken, Kopfschütteln genug, und selbst Freunde wurden stutzig, da der Dichter sich mit einer an ihm nicht gekannten Fähigkeit einer Autorität wie Newton entgegenstemmte. Niemand aber ahnte damals und in der Folgezeit, daß die Wissenschaft hiemit einen ihrer wichtigsten Gabelungspunkte erreicht hatte. Denn einerseits waren die Standpunkte noch nicht genügend klar voneinander gesondert, andernteils fand Goethes fruchtbarer Ansatz nicht entfernt eine ebenso geschlossene Kette von Fortsetzern, wie sie der schulmäßigen Physik zu ihrem Ausbau auf die schwindelerregenden Höhen der Neuzeit verhalf. Denn Goethe, der Wissenschaftler, hatte wohl einige hochbedeutende Nachfolger, unter denen vor allem der geniale Carl Gustav Carus oder Johannes Müller (im Anfange seines Schaffens) zu nennen sind. Allein die Art der Tiefenschau, sowie der mehr künstlerischen Empfänglichkeit und Darstellungsfähigkeit, wie sie hier gefordert wurde, war wenig geeignet, Schule zu machen, und so blieb denn diese Forschungsrichtung immer nur Sache einzelner, deren Stimme wenig Beachtung fand.

Heute erst übersehen wir es deutlich, daß jener Streit um die Farbenlehre eine Kluft zwischen den Parteien verdeckte, die im Grunde unüberbrückbar war, und Goethe einen Weg beschritten hatte, der, wenn auch teilweise noch mit unzulänglichen, ja von der Physik abgeborgten Mitteln verfolgt, doch von dieser gänzlich abführen sollte. Inzwischen nämlich ist es gelungen, die von ihm angestrebte Erscheinungswissenschaft systematisch auszubauen, besser zu begründen und ihre Aufgaben schärfer gegenüber den Zielen anderer Wissenschaftszweige abzugrenzen. Zugleich aber hat die exakte Naturwissenschaft ihre Methoden so vielfach dokumentiert, daß über dieselben kein Zweifel mehr obwalten kann. Bleiben wir bei dem Beispiel der Farben, so erschien es Goethe, dem Erscheinungsforscher, als selbstverständlich, daß, nachdem er sich selbst einige Gedanken über Wesen und Wirken der Farben gemacht, er sich nun weitere Aufklärung darüber in Newtons Optik holen könne. Die Enttäuschung war groß, als er darin einerseits die Farben wie Dinge behandelt, andererseits aber über Wesen und Wirkung der Farben darin überhaupt nicht gehandelt fand, sondern nur vordemonstriert wurde, wie die Farben entständen, wie sie verschwänden, wie sie sich zum Lichte verhielten und wie sie abgesehen von ihrer Farbenqualität sonst etwa unterscheidbar wären. Die Wissenschaft bucht es seitdem als besonderen Erfolg, daß es ihr gelang, die Farben auf Zahlen zurückzuführen, sie da-

durch exakt errechenbar zu machen und ihrer auf diese Weise habhaft zu werden. Das Wesentliche ist für den heutigen Physiker an der Farbe die Schwingungszahl, und die Farben, auf die er sich nur noch mit bezieht, spielen als Erscheinung in seiner Farbenlehre keine weitere Rolle mehr. Daß aber solches für den, der eben den Erscheinungen auf den Grund kommen will, wenig Interesse haben kann, begreift sich. So wird denn an diesem Beispiel der Unterschied des Physikers vom Erscheinungsforscher offenbar: jener sucht das Geschehen auf eine errechenbare Formel zu bringen, dieser forscht nach dem Sinn des Geschehens, jener trachtet die Qualitäten soweit wie möglich durch Zahlen, d. h. Quantitäten zu ersetzen, dieser erblickt, gebannt von Erscheinungen, eben in den Qualitäten, d. h. in den Charakteren deren Wesen. Goethe geht denn in seiner Farbenlehre den Charakteren der Farben besonders nach, und das Kapitel von der sinnlich-sittlichen Wirkung derselben ist das Hauptstück seines Werkes. Die Voraussetzungen der Farbenentstehung waren ihm ebenso wichtig wie dem Physiker, er forschte aber dabei nicht nach Gründen, sondern nach Urphänomenen, wie er es nannte, d. h. nach letzten nicht weiter rückführbaren Bedingungen.

Man sieht, die Methode ist so verschieden wie der Zweck. Dem Physiker, so scheint es nur allzu oft, ist der lebendige Sinn des Geschehens im Grunde so gleichgültig wie die Erscheinungen, Qualitäten und Charaktere. Er hat nur ein Ziel im Auge, wie er sich des Gegenstandes oder Naturobjekts versichere. Ihn leitet, gleichgültig ob bald mehr praktisch, bald mehr theoretisch, die Absicht, die Erscheinung in seinen Dienst zu zwingen, sie nachzuahmen oder sonst soweit handlich zu machen, daß sie seinen Zwecken und Zielen dienlich werde. Darum zergliedert er die Erscheinung, ersetzt, soweit es nur irgend geht, die Qualitäten durch Quantitäten und setzt mit Formeln und Gleichungen die Marionetten wieder in Szene. Die Technisierung und Mechanisierung des Lebens ist dadurch großartig gelungen, man bilde sich aber nicht ein, der Erklärung der Welt und des Lebens damit einen Schritt näher gekommen zu sein. Denn wie mit den Farben ist es mit Düften, Klängen, Geschmackseigenschaften, mit den ausdrückenden Linien der Gestalt oder den formenden Bildcharakteren des Zellkerns: davon absehend oder doch gerade nur den unbedingt nötigen Rest aufnehmend, bauen Chemie und Physik ihre Ersatzstoffe und Maschinen, nicht beachtend, daß ihnen das eben aus sinnlichen Qualitäten bestehende Leben damit aus den Händen gleitet und schließlich nichts übrig bleibt als ein entseeltes Chaos blind zusammengewürfelter Atome oder sinnlos kreisender Elektronen und Weltenkörper. Man könnte sich dabei beruhigen, wenn uns die Anhänger solcher Lehren ehrlich ihre Absichten mitteilten und uns nicht immer und immer wieder lautsprecherisch verkündet würde, hier liege des Wissens letzter Schluß, von solcher Auffassung sei der wahre Fortschritt des Lebens zu erwarten, ja das Wunder stehe nahe bevor, daß die Chemie und Physik doch noch den homunculus, den lebenden Sohn der Retorte gebäre. In-

zwischen leeren sich die eigentlichen Bildungsstätten, die humanistischen Gymnasien, die das erscheinungswissenschaftliche Erbe der Vergangenheit verwalteten und Menschen daran formten, die physikalischen Hörsäle und Laboratorien aber füllen sich, und höher und höher wachsen die Mauern, zwischen denen das entbildete Leben trostlos verendet.

Wenn wir heute in dieser Beziehung schärfer sehen, so ist das vornehmlich das Verdienst von Ludwig Klages. Er hat die Arbeit eines Lebens darauf verwendet, die Erscheinungswissenschaft oder Lebenskunde (Biologie im weitesten Sinne) in oben erwähnter Weise auszubauen, zu begründen und zu vertiefen, und legt die zusammenfassenden Ergebnisse eben jetzt in seiner „Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck“<sup>1)</sup> der Öffentlichkeit vor. Völlig neu ist das Werk nicht, da es die fünfte, völlig umgearbeitete Auflage des früher „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft“ betitelten Buches darstellt; aber ein flüchtiger Blick in den Inhalt genügt, um zu zeigen, wieviel umfassender und doch gleichzeitig klarer, zisellierter, folgestrenger die Darstellung geworden ist. Auf die Mannigfaltigkeit der Erkenntnisse und neuen Befunde näher einzugehen, ist hier nicht der Raum, auch wurde in früheren Hefen dieser Zeitschrift ja schon auf den allgemeinen Standpunkt, die Forschungsrichtung und Weltbetrachtungsweise von Klages hingewiesen. So sei denn aus der Fülle des Dargebotenen ein einzelnes Beispiel herausgehoben, um von den Ergebnissen des Werks und gleichzeitig von den Möglichkeiten der Erscheinungswissenschaft einen Begriff zu geben.

Unter die großen biologischen Rätsel, die vergeblich die Forscher beschäftigten, gehörte bis heute der aufrechte Gang des Menschen. Warum richtete sich unter den tierischen Lebewesen einzig der Mensch vollausgesprochen zur Höhe? Klages sieht wie in andern Fällen den Grund in innerseelischen Veränderungen. Durch sein großes Hauptwerk und angetönt schon in den früheren Schriften zieht sich der ausführliche, bis in alle Ausstrahlungen verfolgte Beweis, daß die zwei seelisch-leiblichen Grundkräfte des Schauens (rein dem Strom des Geschehens hingegebenes und mit ihm verschmelzendes Erleben, ähnlich etwa wie im Traum) und des Empfindens (verörtlichendes, mit dem Schauen gekoppeltes Erleben wie im wachen Sinneserlebnis) polare Vorgänge sind, die Polstärke aber ungleich in Mensch und Tier betont ist. Denn während in der gesamten Tierwelt der Empfindungspol in einer Weise vorherrscht, daß er alle Lebensäußerungen bestimmt, so gewann umgekehrt im Menschen das Schauen die Führung, ihm ungeahnte Horizonte damit erschließend. Wenn das Empfinden stets nahegefaßt bleibt, schweift das Schauen im Grenzenlosen. Mag das Tier einer noch so fernen Beute nachjagen, es bleibt durch Witterung und weiterhin durch Trieb und Instinkt, dem Äquivalent der Empfindung, mit dem gesuchten Gegenstand in Verbindung und kennt nicht das nur schauende Hin-

<sup>1)</sup> Bei J. A. Barth, 1935.

gegeben sein und träumende Betrachten von Wolkenmassen, fernen Sternen oder die rein schauende Freude an Blumenflören, Wellenspiel oder Landschaftsblicken, wie sie im Unterschied davon dem Menschen eignet und wie sie diesen allein zu Werken der Kunst, der Wissenschaft, der Kultur wie zur Schaffung einer ausgebildeten Sprache in Wort, Gebärde und Schrift befähigte. Den langen Weg der Ausbildung solcher Gaben nachzuzeichnen, müssen wir uns versagen. Genug zu wissen, daß jede Eroberung einer neuen Fähigkeit von bestimmender Wichtigkeit für die Weiterentwicklung wurde und daß insbesondere zur Entfaltung des Geistes die durch das Schauen veranlaßte Erweiterung des Gesichtsfeldes, fernerhin die Spracherfassung und letztlich die Gebärdensprache, worunter am meisten die Gebärde des Zeigens und Hinweisens wichtigste Stufen und Mittel wurden. Dieses vorausgesetzt, können wir Klages selber das Wort geben zur Aufklärung der schwebenden Frage die Aufrichtung des Menschen und gleichzeitig die ebenfalls nur ihm zukommende Gebärde des Zeigens betreffend.

„Nehmen wir „Horizont“ im ursprünglichen Sinn des „Sehkreises“, genauer in der Bedeutung des einen möglichen Rundblick jeweils begrenzenden Kreises, so geht unter gleich noch zu erwägenden Bedingungen mit dem Sichaufrichten eine Vergrößerung dieses Kreises einher, und so kann denn der Antrieb zum Sichverlängern einzig und allein das Eigenwesen verspüren, in welchem dank Übergewicht des Schauens und Anschauens über das Empfinden der außertierische Drang zur Erweiterung des Gesichtskreises erwachsen ist. Greifen wir jetzt die Fälle heraus, in denen die Erweiterung tatsächlich stattfindet, so oft das Wesen seine einstweilen noch vorwaltend vierbeinige Stellung vorübergehend mit der zweibeinigen vertauscht, so wird es nicht ausbleiben, daß darunter sich manche befinden, vermöge deren dem Wesen etwas sichtbar wird, das ihm auffällt und Erstaunen erregt. Nun, solchem Anlaß entspringt oder kann entspringen der Impuls zum Zeigen, wie er ihm wenigstens ähnlich noch heute im Kinde entspringt beim Anblick des ihm Außergewöhnlichen, begleitet etwa oder vorbereitet von ebenfalls impulsiver Verlautbarung eines langgezogenen „Aah“. Man bemerkt, daß wir wiederum in symbolischer Form eine Wahrheit aussagen, wann mir von einem, der neue Erfahrungen gemacht, neue Erkenntnisse erworben, neue Wahrheiten gefunden hat, zu äußern pflegen, er habe seinen Gesichtskreis erweitert, und daß die Philosophie, wofern wir darunter einmal das Trachten nach Vertiefung der Sichten und Einsichten verstehen wollen, nicht erst bei den Griechen mit dem — Erstaunen begann.

Indem wir noch kurz die Bedingung angeben, die erfüllt sein muß, damit durch das Sichverlängern Erweiterung des Gesichtskreises eintrete, bieten wir zugleich ein Beispiel dafür, daß unter Umständen die Erscheinungswissenschaft mit wenigen Schritten Ziele erreicht, welche die Sachwissenschaft erst mit tausendmal tausend Schritten erreicht oder — nicht erreicht. Wie jedes Organ durch Nichtgebrauch verkümmert, so verkümmert auch jeder Trieb, dem selbst Teilbefriedigungen dauernd versagt bleiben,



und so wäre also der Trieb zum Sichverlängern aus dem Drange nach Erweiterung des Gesichtskreises verkümmert, hätte das Sichaufrichten nicht wieder und wieder Vergrößerungen des Rundblicks zur Folge gehabt. Das aber hat es nur bei einigermaßen freiem Gesichtskreis, nicht in Schluchten und nicht im Urwald. Daraus folgt mit Bestimmtheit, daß die Tierart, die zum Menschen sich zu wandeln vermochte (und zwar, wie wir annehmen, nicht nur an einer Stelle der Erde, sondern an den verschiedensten Stellen), nicht im Urwald gelebt haben kann, sondern gelebt haben muß in der Ebene. Der Mensch mit andern Worten e n t s t a n d in der Savanne oder am Meere, mochte er wenig später noch so viele Wälder roden und auf noch so hohe Berge steigen. Die Sachwissenschaft hat dafür vorläufig kaum unanfechtbare Zeugnisse aufzuweisen und wird sie sobald nicht haben; der Blick der Erscheinungswissenschaft aber reicht weiter. Menschliche Urwaldbewohner gab und gibt es; aber ihr Bau ist im Vergleich mit dem der übrigen Menschen ausnahmslos ein verkümmelter Bau, und gewiß nicht aus Zufall umwittert in den Mythen aller mythengewaltigen Völker keinen Naturgegenstand ein dermaßen tiefes Grauen wie den Urwald.“

Wer erscheinungswissenschaftlich denken lernen und wer von den Möglichkeiten der Ausdruckskunde auf ihren verschiedenen Zweigen der Graphologie, der Physiognomik, der Tierpsychologie einen Begriff erhalten will, wird künftig ohne dies Buch nicht mehr auskommen. Besonders dürften auch jene mehr biologisch gerichteten Naturwissenschaftler, bei denen die erscheinungswissenschaftlichen Methoden nie ganz in Vergessenheit gerieten, dem Verfasser Dank wissen, daß er, gründlich von neuesten physiologischen und biologischen Werken Kenntnis nehmend, sein Forschungsfeld bis tief in den Bereich animalischen Lebens hinein erweitert hat.

# Politische Rundschau

## Schweizerische Umschau.

### Behörden und Landesverteidigung.

In der schweizerischen Wehrgeschichte erscheint das Jahr 1935 als der Beginn eines Zeitabschnittes, in welchem entscheidende Reformen und Verbesserungen der militärischen Rüstung in Angriff genommen worden sind. In der Tagespresse sind die Zweifel an der Möglichkeit der Landesverteidigung und die Angriffe gegen die Armee verstummt. Wer hätte noch vor kurzem gedacht, daß ein sozialdemokratischer Politiker in seiner Eigenschaft als Stadtpräsident aus eigenem Antriebe sich dazu verstehen könnte, die Kommandanten der aus dem Herbstmanöver zurückkehrenden Truppen als Gäste um sich zu versammeln und ihnen den Willkommgruß im Namen der von ihm verwalteten Stadt zu entbieten? An solchen und anderen Zeichen der Zeit ist der Wechsel des Standpunktes offenbar geworden. Vorbei sind jene stets wiederkehrenden Debatten im eidgenössischen Parlamente, wo die Beratung über